

Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Biographie- und Lebenslaufforschung¹

Udo Kelle

[*BIOS 14 (2001), Heft 2, 60-88*]

Einleitung

Zurzeit mehren sich die Anzeichen dafür, dass die empirische Soziologie des Lebenslaufs eine seit langem festgefahrene methodologische Debatte zwischen Vertretern qualitativer und quantitativer Verfahren erneut in Bewegung bringen könnte. Zwar hatten sich in den 1980er Jahren quantitative „Lebenslauf“- bzw. „Lebensverlaufs“-Forschung auf der einen Seite und qualitative „Biographie“-Forschung auf der anderen Seite in Form getrennter akademischer Diskussionskreise und Publikationsorgane etabliert. Die Soziologie des Lebenslaufs reflektierte damit den seit langem andauernden Lagerstreit über die in den Sozialwissenschaften angemesseneren Verfahren der Datenerhebung und Datenauswertung. Am Ende dieser Debatte, die zur Bildung voneinander abgegrenzter *communities* geführt hatte, zwischen denen ein ernsthafter Austausch von Argumenten oft gar nicht mehr stattfand, stand für viele ihrer (quantitativ und qualitativ orientierten) Teilnehmer die Überzeugung, dass qualitative und quantitative Methoden letztendlich auf unvereinbaren erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundpositionen beruhen (vgl. etwa Schnell/Hill/Esser 1999; Lamnek 1995; Lincoln/Guba 2000; Smith 1983; Blaikie 1991).

In den letzten zehn Jahren haben jedoch eine ganze Reihe von Forschungsprojekten aus dem Kontext der empirischen Lebenslaufsoziologie diese scheinbar unüberwindlichen Gräben überbrückt, indem sie qualitative und quantitative Methoden in ein Forschungsdesign integriert haben und auf dieser Grundlage weiterführende, die Theorieentwicklung stimulierende Forschungsergebnisse erzielt haben (vgl. hierzu die Arbeiten aus dem Bremer Sonderforschungsbereich 186, etwa Kluge/Kelle 2001; Heinz 2000; Heinz/Kelle/Witzel/Zinn 1998; Erzberger 1998; Erzberger/Prein 1997; Kelle/Erzberger 1999, 2001; Schaepfer/Witzel 2001; Buhr/Hagen 2001; Wingens 1999). Während sich die Notwendigkeit zur Methodenintegration aus den jeweiligen Forschungsfragestellungen und theoretischen Überlegungen gut begründen lässt (vgl. Kelle/Kluge

1 Dieser Beitrag wäre nicht möglich gewesen ohne die erfolgreiche vierzehnjährige Arbeit des Bremer Sonderforschungsbereichs 186. Den Forschungsergebnissen seiner zahlreichen Einzelprojekte und den hierauf aufbauenden Diskussionen mit Walter Heinz, Susann Kluge, Christian Erzberger, Gerald Prein, Ansgar Weymann und vielen anderen Mitgliedern des Sfb verdanke ich wesentliche Anregungen für meine methodologischen Reflektionen.

2001), gerät man aber in Schwierigkeiten, wenn man auf Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Methodendebatte zurückgreifen möchte, um ein solches Vorgehen methodologisch zu begründen oder um die sich hierbei ergebenden methodischen Probleme zu bearbeiten. Denn unbeschadet der Tatsache, dass in der Praxis der empirischen Sozialforschung seit vielen Jahrzehnten qualitative und quantitative Verfahren oftmals gemeinsam in einem Untersuchungsdesign genutzt wurden,² ist die Methodendiskussion vor allem in Deutschland weiterhin von Lagerdenken beherrscht. Die methodische und methodologische Grundlagenliteratur vermittelt oftmals den Eindruck, als müsse sich jeder empirisch forschende Soziologe ein für alle Mal für ein „Paradigma“ entscheiden: So existiert hier zurzeit kein einziges Lehrbuch der empirischen Sozialforschung, welches qualitative und quantitative Methoden gleichgewichtig behandelt (wie etwa die amerikanische Monographie von Bernard 2000). Methodiker der empirischen Sozialforschung qualifizieren sich in der Regel nur auf einem der beiden Methodenstränge, und eine international in ersten Ansätzen existierende integrative Methodendebatte (vgl. etwa Bryman 1988; Brannen 1992; Creswell 1994; Bernard 2000, Tashakkori/Teddlie 1998) wird im deutschen Sprachraum kaum wahrgenommen.

Im ersten Teil des Beitrags werde ich den Versuch unternehmen, die Notwendigkeit der Integration qualitativer und quantitativer Methoden für den Gegenstandsbereich der Biographie- und Lebenslaufforschung methodologisch zu begründen: Beide Traditionen haben mit jeweils spezifischen Methodenproblemen bei der empirischen Beschreibung und Erklärung von Lebensläufen bzw. Biographien zu kämpfen, können sich aber in ihren Stärken gegenseitig ergänzen. Eine wachsende Pluralität von Lebenslaufstrukturen in sich modernisierenden Gesellschaften wird in aktuellen theoretischen Ansätzen der Lebenslaufsoziologie zwar zunehmend reflektiert, indem die Bedeutung von Handlungsspielräumen und Handlungskreativität von Akteuren thematisiert wird. In diesen Debatten bleiben jedoch zumeist die hiermit verbundenen methodologischen Probleme ausgespart. Dabei erzeugt eine durch Handlungsspielräume erzeugte Pluralität und Kontingenz biographischer Muster Schwierigkeiten für beide methodischen Ansätze. Im zweiten und dritten Teil des Beitrags möchte ich zu zeigen versuchen, dass zumindest ein Teil dieser Schwierigkeiten überwunden werden kann, wenn qualitative und quantitative Methoden in gemeinsamen Untersuchungsdesigns integriert und ihre Ergebnisse systematisch aufeinander bezogen werden. Im dritten Teil des Aufsatzes werden hierzu illustrierend empirische Beispiele aus der Arbeit des Sonderforschungsbereichs 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ herangezogen. Eine Verknüpfung qualitativer und quantitativer Verfahren, so zeigen diese Beispiele, ist bei der Analyse von Lebensläufen und Biographien oft erforderlich, um sowohl Momente objektiver Sozialstruktur als auch die subjektiven Deutungsmuster und Interpretationsleistungen der Akteure in den Blick zu nehmen und auf dieser Grundlage Strukturen des Lebenslaufs angemessen soziologisch zu erklären und zu verstehen.

2 Man denke nur an die „Hawthorne Study“ (Roethlisberger/Dickson 1939), die die Entwicklung der Industriesoziologie stark beeinflusst hat oder an die „Marienthalstudie“, die wegweisend wurde für die gesamte soziologische Erforschung des Phänomens der Arbeitslosigkeit (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1982 [1933]).

Die Pluralität und Kontingenz von Lebenslaufstrukturen und die Probleme der empirischen Soziologie des Lebenslaufs

Bereits am Anfang der empirischen Lebenslaufsoziologie stand die Trennung in zwei verschiedene Traditionen – einer nur quantitativ vorgehenden Lebensverlaufsforschung stand lange Zeit eine rein qualitativ orientierte Biographieforschung gegenüber:

Die quantitativ orientierte Lebensverlaufsforschung (Mayer 1990) konzeptualisierte die Lebensläufe der Individuen als eine Abfolge von Ereignissen, die deren sozialen Status verändern, etwa Übergänge von „ledig“ zu „verheiratet“ (Diekmann 1996), von „kinderlos“ zu „Elternschaft“ (Burkart 1993, 1998), von „erwerbstätig“ zu „erwerbslos“ (Andreß 1996) bzw. „im Ruhestand“ (Wagner 1996), Übergänge zwischen beruflichen Statuspositionen (Blossfeld 1990; Behrens/Dreyer-Tümmel 1996) usw. Zumeist wurde dabei die Veränderung von sozialen Statusmerkmalen bei zahlreichen Individuen im Längsschnitt untersucht und durch eine Reihe von verschiedenen unabhängigen Variablen zu erklären versucht. Mit den üblicherweise verwendeten statistischen Modellen (etwa den mittlerweile allgemein verbreiteten *event history*-Modellen) kann auf diese Weise untersucht werden, in welcher Weise solche Statusübergänge bzw. deren Zeitpunkt von der Kohortenzugehörigkeit der Individuen, von weiteren (zeitunabhängigen) soziodemographischen Merkmalen (wie Geschlecht oder formaler Bildungsstatus) sowie von vorherigen Statusübergängen abhängt³.

Statuswechsel individueller Akteure können nun, soweit sie als abhängige Variablen in die Modelle eingehen, verstanden werden als Folge von „Lebenslaufentscheidungen“ (Meulemann 1990: 90), die selber abhängig sind von sozialstrukturellen Einflüssen (wie sie sich etwa durch die Zugehörigkeit zu bestimmten Geburtskohorten ergeben). Theoretische Arbeiten, mit denen die Lebenslaufforschung mikrosoziologisch, unter Rückgriff auf allgemeine Handlungstheorien fundiert werden sollte (vgl. hierzu etwa den Herausgeberband von Blossfeld/Prein 1998) machten deutlich, dass eine soziologische Analyse der Ursachen von Statusübergängen im Lebenslauf nicht allein auf Grundlage von Statusübergängen oder soziodemographischen Variablen erfolgen kann, sondern zusätzliche Informationen über die eigentlichen Entscheidungsprozesse und die Handlungsgründe der Akteure erfordert (vgl. Kelle/Lüdemann 1998). Mit der Hilfe einer kohortenvergleichenden Untersuchung lässt sich vielleicht feststellen, dass in der Abfolge von Geburtskohorten das durchschnittliche Alter von Erstgebärenden kontinuierlich steigt, und dass das durchschnittliche Alter bei der Geburt des ersten Kindes bei denjenigen Frauen, die sich einer längeren Ausbildung unterziehen, höher ist als bei Frauen, die eine kürzere Ausbildungsdauer aufweisen (vgl. etwa Blossfeld/Huinink/Rohwer 1993; Blossfeld/Jaenichen 1993). Solchen Daten lassen sich aber keine Informationen darüber entnehmen, welche konkreten (gegebenenfalls typischen und häufigen) Entscheidungsprozesse diesen Phänomenen zugrunde liegen und wie sich die Art, sich für oder gegen die Zeugung oder Geburt von Kindern zu entscheiden, in der Kohortenabfolge verändert hat (vgl. hierzu auch Burkart 1998: 117). Möchte man den Umstand, dass sich das durchschnittliche Alter bei Erstgeburt eines Kindes zwischen

3 Auf diese Weise lässt sich, um ein Beispiel zu nennen, etwa feststellen, wie stark der Zeitpunkt der Erstheirat oder der Geburt des ersten Kindes von Frauen bestimmter Geburtskohorten abhängig ist von deren Bildungsniveau und faktischer Bildungsdauer (Blossfeld/Huinink 1989; Huinink 1990; Diekmann 1996).

verschiedenen sozialen Gruppen unterscheidet, etwa auf der Basis eines entscheidungstheoretischen Ansatzes erklären, so muss man zusätzliche „Brückenannahmen“ (Esser 1998; Kelle/Lüdemann 1995) über die in diesen Gruppen „typischen“ Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen einführen, Annahmen, die sich aufgrund von soziodemographischen Daten und anhand der Informationen über Statusübergänge nicht direkt empirisch erhärten lassen. Hierzu wären Informationen notwendig über die Handlungsgründe der Akteure: Sehen Personen, während sie eine bestimmte Ausbildung absolvieren, die Verpflichtungen, die eine Elternschaft mit sich bringt, als unvereinbar an mit ihrer ökonomischen Situation, mit ihren sonstigen zeitlichen Verpflichtungen oder mit ihren Wünschen, zur Zeit ihrer Ausbildung einen Freiraum für andere Aktivitäten zur Verfügung zu haben?

Da in zahlreichen kohortenvergleichenden Lebenslaufstudien Informationen über subjektive Situationsdefinitionen und Handlungsziele der betreffenden Akteure nicht erhoben werden, müssen solche Brückenannahmen oft *ex post* eingeführt werden. Zusammenhänge zwischen soziodemographischen Merkmalen und dem Zeitpunkt von Statusübergängen lassen aber oft unterschiedliche, auch konkurrierende Erklärungen zu, bei denen den Handelnden jeweils verschiedene Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen unterstellt werden. Beispiele hierfür finden sich in nahezu allen Untersuchungsfeldern der Lebenslaufforschung.⁴ Auf dieses Problem hat man in der quantitativen Lebenslaufforschung damit reagiert, dass man sich zunehmend bemüht, neben den „klassischen“ Variablen zu Statuswechseln und soziodemographischen Merkmalen „weiche“ Merkmale zu Einstellungen, Handlungszielen und Werten in die Modelle einzubeziehen (vgl. etwa Becker 2000). Diese Strategie lässt sich jedoch nicht ohne weiteres überall einsetzen: Einerseits müssen viele Lebenslaufstudien auf Sekundärdaten (etwa das GSOEP) zurückgreifen, die entsprechende Variablen für viele Fragestellungen gar nicht enthalten, andererseits ist das für das untersuchte Handlungsfeld verfügbare Theoriewissen zur Formulierung von Brückenannahmen über die dort relevanten Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure oft nicht ausreichend (Kelle/Lüdemann 1995, 1996, 1998). Dies lässt sich besonders gut verdeutlichen anhand der in den letzten Jahren in der Lebenslaufforschung zunehmend verwendeten entscheidungstheoretischen Ansätze. Aus solchen Ansätzen lassen sich zwar allgemeine Aussagen ableiten über die Tendenz menschlicher Akteure, aus einer Menge perzipierter Handlungsalternativen jene auszuwählen, von deren Konsequenzen sie sich subjektiv den größten Nutzen versprechen. Hypothesen darüber, welche Handlungsziele Akteure in konkreten Handlungsfeldern haben, welche Handlungsalternativen ihnen jeweils zur Verfügung stehen, welche Handlungsfolgen welchen Nutzen haben

4 Die empirisch feststellbare Bildungsabhängigkeit des Heiratsalters von Frauen (in dem Sinne, dass Frauen mit höherer Bildung in allen Geburtskohorten später heiraten; vgl. hierzu zum Beispiel Dieckmann 1996) lässt sich beispielsweise der familienökonomischen Theorie zufolge erklären durch die Tatsache, dass Frauen mit höherer Bildung und damit höherem Einkommenspotential weniger von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Ehe profitieren, unabhängiger sind und eher Alternativen zur Ehe wahrnehmen können (Becker 1974: 1981). Akteuren werden dabei spezifische Handlungsziele unterstellt (zum Beispiel die Maximierung des persönlichen Nutzens in einer intimen Zweierbeziehung), in der Regel, ohne dass hierfür empirische Hinweise oder Belege dem Datenmaterial entnommen werden können. Aus diesem Grund lassen empirische Zusammenhänge dieser Art oftmals eine ganze Reihe von Erklärungen zu. Das vergleichsweise hohe durchschnittliche Heiratsalter von Frauen mit hohem formalen Bildungsabschluss könnte – insbesondere in den jüngeren Geburtskohorten – auch die Folge davon sein, dass diese Frauen an den betreffenden Bildungseinrichtungen bestimmte normative Orientierungen kennenlernen und übernehmen, die einer Heirat entgegenstehen (Dieckmann 1996: 167).

und mit welcher Sicherheit sie von den Akteuren erwartet werden, sind aus allgemeinen Entscheidungstheorien jedoch nicht deduzierbar. Dies wäre auch nicht sinnvoll, denn, würden *rational choice*-Theorien derartige Aussagen über ihre Antezedensbedingungen enthalten „[...] würden die Individualtheorien falsch sein. Der Grund ist, dass zumindest die meisten Anfangsbedingungen nur für bestimmte Orte und Zeitpunkte gelten“ (Opp 1979: 78). „Ohne systematische Annahmen über die Nutzenargumente, Präferenzänderung (bzw. -stabilität) und subjektive Wahrscheinlichkeiten“ bleibt die Nutzentheorie jedoch „wie ein leerer Sack“ (Lindenberg 1981: 26).

Jene Brückenannahmen, mit deren Hilfe sich allgemeine nutzentheoretische Heuristiken zu konkreten, empirisch gehaltvollen Annahmen über biographisches Handeln konkreter Akteure in konkreten Handlungsfeldern präzisieren lassen, lassen sich aber oft auch nicht aus grundlegenden theoretischen Arbeiten der Lebenslaufsoziologie ableiten. Deren Entwicklung während der letzten vier Jahrzehnte (für einen Überblick vgl. Ecarius 1996; Sackmann 1998: 15 ff.) haben bislang nicht zur Formulierung einer einheitlichen und allgemeinen Theorie geführt, aus welcher sich systematisch empirisch gehaltvolle Hypothesen über Akteursorientierungen im Lebenslauf deduzieren lassen könnten, vielmehr gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass der Versuch, eine solche Theorie überhaupt zu formulieren, möglicherweise ein fruchtloses Unterfangen darstellt: Das ursprünglich von strukturfunktionalen Ansätzen vorgetragene Postulat universeller Altersnormen (vgl. etwa Cain 1964), welche den Lebenslauf kultur- und gesellschaftsübergreifend in ein strukturelles Korsett zwängen, wurden von der empirischen Forschung bald als Fiktion aufgedeckt. Eine Reihe von Lebenslaufstudien zeigten die Grenzen universeller Strukturen des Lebenslaufs auf, indem sie Abweichungen von dem normativ postulierten Lebenslauf in verschiedenen historischen Epochen und die relativ häufig zu beobachtende Variation in der zeitlichen Aufeinanderfolge von Lebensereignissen sichtbar machten (zum Beispiel Rindfuss/Swicegood/Rosenfeld 1987; Marini 1978; Elder 1978; Winsborough 1979). Solche Befunde regten theoretische Entwicklungen an, in denen nicht mehr universelle, kulturunabhängige Normen im Mittelpunkt standen, welche den Lebenslauf hinsichtlich der Existenz und des Zeitpunkts von Statusübergängen strukturieren, sondern die Dynamik des sozialen Wandels, die zu einer Veränderung von Lebenslaufstrukturen führt.

Zur Erklärung solcher Prozesse sind verschiedene theoretische Konzepte verfügbar, etwa das Kohortenmodell (Ryder 1965), Thesen einer Segmentierung des Lebenslaufs (Mayer/Müller 1989) oder die Theorie der Institutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1985: 2), denen gemeinsam ist, dass sie die empirisch feststellbare historische Veränderung von Lebenslaufmustern nicht mehr wie strukturfunktionale Ansätze auf eine universell geltende normative Ordnung zurückzuführen suchen, sondern die Tatsache der historischen Vielfalt von Lebenslaufstrukturen zum Anlass nehmen für die Formulierung von theoretischen Konzepten mittlerer Reichweite zur Erklärung historisch begrenzter empirischer Phänomene. Die Vielfältigkeit von Lebenslaufstrukturen wurde auch von einem weiteren Theoriestrang in das Blickfeld gerückt, der ansetzt an einer empirisch feststellbaren Pluralisierung von Lebensläufen, die die in der „ersten Moderne“ stattgefundene industriegesellschaftliche und wohlfahrtsstaatliche Institutionalisierung und Standardisierung des Lebenslaufs während der letzten Jahrzehnte tendenziell aufzulösen begann. Die verschiedenen Spielarten der Individualisierungsthese (vgl. Beck 1986; Ecarius 1996; Friedrichs 1998) verstanden diese Pluralisierung als

Ausdruck einer neuerlichen Beschleunigung der seit der Aufklärung im abendländischen Kulturraum stattfindenden säkulären Prozesse der Freisetzung des Individuums aus traditionellen Bindungen an Familie und Stand. Zunehmende „Handlungsspielräume“ (Weymann 1989) in der modernen Industriegesellschaft vergrößern demnach für eine wachsende Zahl von Gesellschaftsmitgliedern die Autonomie über das eigene Leben unbeeinflusst von sozialen Strukturzwängen. Individualisierung in dieser Lesart bezeichnet einen Prozess, in dessen Verlauf Einstellungen, Normen und Handlungsmuster in immer stärkerem Maße in den Bereich autonomer Entscheidungsfindung fallen und zunehmend weniger von sozialen Herkunftsmilieus, Klassen- oder Standeszugehörigkeiten bestimmt werden (Broeck/Heunks 1994: 72).

Das Kohortenmodell, Institutionalisierungs- und Segmentierungstheorien des Lebenslaufs auf der einen Seite und die These von der Individualisierung und daraus folgenden Pluralisierung von Lebenslaufmustern auf der anderen Seite thematisieren die Kontingenz (im Sinne von Nichtdeterminiertheit) der Strukturen in Lebensläufen in jeweils unterschiedlicher Weise: Das Kohortenmodell, die Institutionalisierungs- und Segmentierungstheorien konzentrieren sich auf die Erklärung der historischen Kontingenz dieser Strukturen im Vergleich zwischen Geburtskohorten. Die Individualisierungs- bzw. Pluralisierungsthese können und wollen dahingegen eine (wachsende) individuelle Kontingenz von Lebenslaufstrukturen innerhalb bestimmter Kohorten erklären, indem sie auf die prinzipielle Möglichkeit der Individuen verweist, sich zwischen verschiedenen Handlungsoptionen zu entscheiden, und annimmt, dass aufgrund historischer Bedingungskonstellationen Gelegenheitsstrukturen entstanden sind, welche den Individuen die Wahl zwischen einer wachsenden Anzahl von Handlungsalternativen eröffnet (oder auch aufzwingt).

Die Frage, ob die Sozialstruktur der (west-)deutschen Industriegesellschaft seit den siebziger Jahren einen tiefgreifenden Wandel durch einen neuen „Individualisierungsschub“ erfährt, hat Anlass gegeben für Kontroversen (vgl. etwa Mayer/Blossfeld 1990; Burkart 1993, 1998; Beck/Beck-Gernsheim 1993; ein Überblick über die kritischen Argumente findet man bei Friedrichs 1998: 11). Auch wenn die empirische Prüfung der Annahme eines neuen Individualisierungsschubes (verstanden als Zunahme von Handlungsspielräumen und in der Folge davon als wachsende Pluralität von Handlungs- und Lebenslaufmustern) offensichtlich mit zahlreichen empirischen Schwierigkeiten belastet ist, so sind deren handlungstheoretische und methodologische Implikationen jedoch von weitreichender Bedeutung. Denn die Annahme wachsender Heterogenität von Lebenslaufmustern aufgrund zunehmender Handlungsspielräume lässt sich nur dann sinnvoll formulieren, wenn dabei soziales Handeln als prinzipiell kontingent und nicht vorhersagbar betrachtet wird, das heißt, individuellen Akteuren unterstellt wird, dass sie sich (zumindest unter ganz bestimmten, zum Beispiel modernen, industriegesellschaftlichen oder „postmodernen“ Bedingungen) frei zwischen verschiedenen Handlungsoptionen entscheiden können. Falls Akteure diese Fähigkeit tatsächlich besitzen, so muss sie auch unabhängig sein von der faktisch konstatierbaren und empirisch vorfindbaren Pluralität von Handlungen und Handlungsmustern. Man muss vielmehr dann davon ausgehen können, dass auch Individuen, die sich konform bestimmten Regeln gegenüber verhalten, auch prinzipiell anders handeln könnten (wenn sie wollen), als sie dies empirisch tun.

Diese Unterstellung ist nun aber auch eine unhintergehbare handlungstheoretische Voraussetzung für Kohortenmodell, Segmentations- und Institutionalisierungstheorie.

Zwar fokussieren Kohortenmodell, Segmentations- und Institutionalisierungstheorie *prima facie* stärker auf strukturelle Handlungszwänge als die Pluralisierungs- bzw. Individualisierungstheorie: Im Kohortenmodell etwa werden Mitglieder einer Geburtskohorte durch ähnliche Sozialisationserfahrungen in Handlungsmuster eingeübt, die sie während ihres gesamten Lebenslaufs beibehalten, die Segmentations- und Institutionalisierungstheorie betont die Strukturierung des Lebenslaufs durch wohlfahrtsstaatliche Regime, die Institutionalisierungstheorie stellt das industriegesellschaftliche Erwerbssystem als den zentralen erklärenden Faktor für Lebenslaufstrukturen heraus. Doch auch in diesen Ansätzen wird der Existenz individueller Handlungsspielräume und von Wahlmöglichkeiten zwischen institutionell vorgegebenen Alternativen – allerdings in jeweils unterschiedlicher Gewichtung – Rechnung getragen.⁵

In dem Maße, wie die Existenz von Handlungsspielräumen der Akteure und von kontingenten Strukturen des Lebenslaufs in der Lebenslaufsoziologie theoretisch anerkannt wurde, gewannen solche mikrosoziologischen Ansätze, die in bewusster und starker Abgrenzung zu makrosoziologisch orientierten Theorien die Entscheidungsspielräume und Wahlmöglichkeiten individueller Akteure betonen, in der Soziologie des Lebenslaufs an Bedeutung (vgl. Heinz 1991, 1992, 2000; Sackmann/Wingens 2001). Hierzu gehören so unterschiedliche Ansätze wie interaktionistische Theorien, und insbesondere die interaktionistische Akteurskonzeptionen fortentwickelnde Theorie sozialer Strukturierung von Giddens (Giddens 1988), aber auch entscheidungstheoretische Modelle, welche die Entscheidungsfreiheit einzelner Akteure als für die soziologische Theoriebildung konstitutiv herausstellen (so etwa Coleman 1991: 5).

Aus der Perspektive dieser theoretischen Entwürfe würde eine zunehmende Heterogenität und Pluralisierung von Lebenslaufstrukturen und von individuellen Lebensläufen eine akteursorientierte Sichtweise erfordern, bei der ein besonderes Augenmerk auf deren Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen gelegt wird. Für die Pluralisierungstheorie, das heißt, für die These der zunehmenden individuellen Kontingenz von Lebenslaufstrukturen stellt eine solche Sichtweise ohnehin eine unhintergehbare Grundlage dar. Ein akteursorientierter Ansatz kann aber auch dann eine wichtige Bedeutung erhalten, wenn die These der in der „zweiten Moderne“ angeblich wachsenden Handlungsspielräume mit (mehr oder weniger plausiblen) empirischen Argumenten bestritten wird, indem zum Beispiel darauf hingewiesen wird, „dass auch in der Vergangenheit wahrscheinlich ein höheres Maß an individueller Entscheidungsfreiheit vorhanden war, als wir häufig annehmen.“ (Burkart 1998: 117)⁶. Entscheidungsfreiheit wäre dann als eine handlungstheoretische Universalie zu betrachten, die die Tatsache der empirisch zu beobachtenden – mehr oder weniger großen – Varianz von Statusübergängen in allen Kulturen zu allen Zeiten erklären kann:

5 So räumt etwa Ryder ein, dass kohortenspezifische Sozialisationsprozesse gewisse Freiräume für individuelle Entwicklungen lassen, die dann Differenzierungen innerhalb der Kohorten („Intrakohortendifferenzierungen“) ermöglichen.

6 Burkart diskutiert diesen Umstand am Beispiel der Entscheidung für (oder gegen) Elternschaft und argumentiert, dass möglicherweise Menschen zu allen Zeiten und in allen Kulturen bestimmte Spielräume bei so zentralen Lebensentscheidungen hatten, sodass „Elternschaft als Schicksal mit der Konsequenz einer unkontrolliert hohen Fertilität ... in keiner Kultur jemals“ existiert hat (Burkart 1998: 117). In diesem Zusammenhang ist etwa daran zu erinnern, dass die die Geburtenkontrolle durch Infantizid eine im vorchristlichen Europa weit verbreitete Praxis darstellte.

[...] people of the same age do not march in concert across major events of the life course; rather they vary in pace and sequencing [...] Entry into full-time job, completion of schooling, cohabitation and marriage, childbearing-these and other events in the transition to adulthood are not experienced by all members of a birth cohort, and those who experience them do so at widely varied times in life. Even in highly constrained societies, such as Maoist China, individual agency ensures a measure of loose coupling in lived experience (Elder 1995: 110 f.).

In dieser Sichtweise wird also der „endogene Kausalzusammenhang“ des Lebenslaufs zu einer „lockeren Verbindung“ (*loose coupling*) und die empirisch vorfindbare Pluralität von Lebenslaufmustern erklärbar durch „human agency and self regulation“.

Akteursorientierte, mikrosoziologische Ansätze haben den großen Vorteil, gesellschaftliche Pluralisierung und sozialen Wandel problemlos erklären zu können, indem sie auf jene Interpretations- und Entscheidungsspielräume verweisen, die es den Individuen ermöglichen, allgemeine soziale Strukturen im Vollzug des Alltagshandelns abzuändern und dabei kreativ neue Handlungsorientierungen und Handlungsmuster zu entwickeln. Solche Änderungen können in dem Maße strukturbildend werden, wie sie von anderen Akteuren aufgegriffen und übernommen werden. Sozialer Wandel auf der Makroebene lässt sich auf diese Weise von Ereignissen auf der Mikroebene sozialen Handelns und Entscheidens ableiten. Doch gleichzeitig wird hierdurch eine prinzipielle Einschränkung der Theoriebildung in Kauf genommen. Wenn Strukturen des Lebenslaufs prinzipiell kontingent sind, das heißt, wenn sie nur in konkreten Handlungsfeldern und nur solange gelten, wie die Akteure nicht in großer Zahl beginnen, ihre Handlungsorientierungen und Handlungsmuster kreativ abzuändern, lässt sich prinzipiell keine gleichermaßen allgemeingültige und empirisch gehaltvolle Theorie über Lebenslaufstrukturen mehr formulieren, mit deren Hilfe soziales Handeln in allen denkbaren Handlungsfeldern a priori erklärbar und prognostizierbar wird. Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure, auf denen mikrosoziologischen Ansätzen zufolge dieses Handeln beruht, sind ja nicht allein abhängig von universellen Gesetzmäßigkeiten des Handelns, sondern ebenso von soziohistorisch kontingenten Entwicklungen, die sich aus einer Nutzung von Handlungsspielräumen ergeben können.

Dies hat nun weitreichende methodologische Konsequenzen für eine quantitativ vorgehende Lebenslaufforschung, die sich auf die Analyse von Zusammenhängen zwischen Statusübergängen (wie Berufswahlen, Heiraten, Geburten von Kindern) und soziodemographischen Strukturvariablen beschränkt. Deren mikrosoziologisch fundierte Interpretation erfordert ja, wie bereits weiter oben diskutiert, die Einführung von Brückenannahmen über Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der individuellen Akteure, die im empirischen Datenmaterial gar nicht abgebildet sind. Dann ist aber der die interessierenden statistische Zusammenhänge letztlich erzeugende kausale Nexus zwischen den Handlungsgründen der Akteure einerseits und den mit standardisierten Instrumenten beschriebenen Handlungsergebnissen (ihren Statusübergängen) andererseits empirisch gar nicht fassbar. In einer Gesellschaft, in der Handlungsorientierungen in stabiler, exklusiver und deutlicher Weise mit sozialen Zugehörigkeiten zusammenfallen würden, kann dieses Problem empirisch unsichtbar bleiben, weil Sozialforscher hier auf allgemein zugängliche kulturelle Wissensbestände über die in be-

stimmten Milieus allgemein akzeptierten Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen zurückgreifen können. Bildungs- und Heiratsverhalten, Geburten- und Scheidungsraten und das aggregierte Verhalten der Akteure an anderen Statusübergänge wären dann einfach erklärbar durch Rekurs auf allgemein verbindliche und bekannte normative Ordnungen des Lebenslaufs. Wenn man jedoch davon ausgeht, dass diese normativen Ordnungen und die durch sie geprägten Handlungsorientierungen weitaus flexibler und plastischer, weil durch eine Nutzung von Handlungsspielräumen veränderbar sind, muss das Vertrauen in solche sozialwissenschaftliche *ex post*-Erklärungen wesentlich geringer ausfallen: Wissensbestände über kulturell vermittelte Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen werden sich in modernisierenden Gesellschaften rasch wandeln, schnell veralten und oft nur auf sehr beschränkte Handlungsfelder bezogen sein. Die in mancher empirischen Analyse dieser Art feststellbare geringe Varianzaufklärung lässt sich durchaus als ein Indikator für diesen Umstand betrachten.

Eine gesellschaftliche Pluralisierung von biographischen Handlungsorientierungen und Handlungsmustern wirft aber nicht nur Probleme auf für jene quantitativen Studien, bei denen Statusübergänge statistisch allein durch soziodemographische Merkmale erklärt werden sollen. Auch dann, wenn mikrosoziologische Modelle zur Erklärung von Statusübergängen empirisch fundiert werden, indem subjektive Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure mit Hilfe standardisierter Instrumente erfasst werden, kann das Problem der Handlungskontingenz methodologische Konsequenzen haben. Die Konstruktion von standardisierten Messinstrumenten zur Erfassung individueller Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen erfordert nämlich ebenso wie die Interpretation von statistischen Zusammenhängen zwischen Statusübergängen und sozialstrukturellen Merkmalen die Verfügbarkeit kulturell vermittelter Wissensbestände. Soll etwa ein Fragebogen zur Erfassung biographischer Entscheidungen auf der Grundlage nutzentheoretischer Konzepte entwickelt werden, so muss der Fragebogenkonstrukteur sowohl die den Akteuren in einer bestimmten Situation subjektiv bekannten Handlungsalternativen als auch die in solchen Situationen kulturell allgemein akzeptierten Handlungsziele kennen, um entsprechende Items formulieren zu können. Da sich sowohl Handlungsalternativen als auch Handlungsziele stets auf konkrete Handlungsfelder beziehen (vgl. Kelle/Lüdemann 1995), lassen sich solche Items, wie bereits diskutiert, nicht nur aus allgemeinen entscheidungstheoretischen Konzepten ableiten, sondern erfordern einen Rückgriff auf kulturell vermitteltes Alltagswissen über die in bestimmten Handlungsfeldern allgemein bekannten Handlungsalternativen und die dort akzeptierten potentiellen Handlungsziele. Auch hier gilt: In sich rasch modernisierenden Handlungsfeldern, unter den Bedingungen der Pluralisierung von Handlungsorientierungen kann ein solches Wissen sich schnell wandeln und veralten, so dass der Sozialforscher bei dem zur Konstruktion von standardisierten Instrumenten notwendigen Rückgriff auf kulturelle Wissensbestände quasi ins Leere greift. Untersuchungen, in denen die Rezeption von Fragebogenitems durch Surveyteilnehmer empirisch untersucht wird, zeigen, dass dies auch oft bei Items mit *prima facie* relativ einfachem semantischem Gehalt der Fall sein kann (vgl. Kurz/Prüfer/Rexroth 1999).

Die in solchen Fällen notwendige Erkundung von kulturellen Wissensbeständen, Handlungsorientierungen und Deutungsmuster, erfordert explorative Verfahren, wie sie im Kontext der qualitativen Methodentradition der empirischen Sozialforschung entwickelt wurden. In der empirischen Soziologie des Lebenslaufs wurde qualitative

Forschung seit den 1980er Jahren vor allem als Biographieforschung (Alheit/Hoerning 1989; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Dausien 1996) betrieben, die Erzählungen über den individuellen Lebensverlauf analysiert. „Erzählraten“, wie sie hier erhoben werden, können zwei Ebenen von Handlungsgründen zugänglich machen, über die bei der alleinigen Verwendung standardisierter Daten oft nur spekuliert werden kann: Das sind einerseits „Normen, Ideologien, gesellschaftliche Leitbilder und Interpretationsmuster, die Teil der sozialen und kulturellen (Meso-)struktur“ sind, also gesellschaftlich vermittelte Wissensbestände über soziale Regeln in bestimmten (möglicherweise eng begrenzten) Handlungsfeldern, und andererseits die „Erfahrungen und Interpretationen“ konkreter Akteure, also deren Situationsdeutungen und persönlichen Handlungsziele (vgl. Dausien 1996: 84). Mit Hilfe solchen Datenmaterials würden sich also Handlungsgründe individueller Akteure rekonstruieren lassen, welche sich weder aus allgemeinen soziologischen Handlungstheorien noch aus speziellen Theorien über den Lebenslauf herleiten lassen. Nur wirft die Nutzung von Handlungsspielräumen durch Akteure und die sich daraus ergebende Pluralität von Handlungszielen und Handlungsmustern auch für die qualitative Biographieforschung spezifische methodologische Probleme auf. Das von dieser Tradition geforderte Vorgehen zur Analyse von Biographien – äußerst umfangreiche, mehrstündige narrative Interviews werden erhoben und *in extenso* interpretiert – erfordert in der Regel eine starke Beschränkung der Größe der untersuchten Samples. Unter einer akteurstheoretischen Perspektive und unter der Annahme signifikanter Handlungsspielräume für die Akteure kann sich dieser Umstand problematisch auf die Validität der so ermittelten Ergebnisse auswirken – in Handlungsfeldern, die empirisch durch eine starke Heterogenität und Pluralität von Handlungsorientierungen und Handlungsmustern gekennzeichnet sind, wirft die Ziehung kleiner qualitativer Stichproben stets die Frage auf, ob die bei den Befragten gefundenen „Fallstrukturen“ in irgendeiner Weise relevant für das betrachtete Handlungsfeld oder aber ideosynkratisch sind.

Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Soziologie des Lebenslaufs

Die Existenz von Handlungsspielräumen und deren (möglicherweise zunehmende) Nutzung durch die Akteure wirft also für beide Traditionen der empirischen Soziologie des Lebenslaufs, für die quantitative Lebenslaufforschung ebenso wie für die qualitative Biographieforschung, jeweils unterschiedliche methodische und theoretische Schwierigkeiten auf.

In der quantitativen Lebenslaufforschung steht das notwendige kulturelle Alltagswissen, mit dessen Hilfe einerseits Zusammenhänge zwischen soziodemographischen Variablen und Statusübergängen vollständig erklärt werden kann und andererseits standardisierte Instrumente zur empirischen Erfassung von Handlungsorientierungen der Akteure konstruiert werden können, Sozialforschern nicht mehr problemlos (qua Mitgliedschaft in einer kulturell relativ homogenen Gesellschaft) zur Verfügung. Die potentielle Instabilität kultureller Wissensbestände erfordert, dass sie ständig bereit sind, sich aktuelle Informationen über die für spezifische Handlungsfelder für angemessen gehaltenen Handlungsziele und die zu ihrer Erreichung sozial akzeptierten Mittel zu beschaffen.

Mithilfe explorativer und qualitativer Verfahren könnte man sich nun Zugang verschaffen zu solchen Informationen. Doch auch für qualitative Forschung bringt die Existenz von (mehr oder weniger großen und unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen wachsenden) Handlungsspielräumen besondere Herausforderungen mit sich: Wegen der notwendigerweise kleinen Fallzahlen qualitativer Studien erhält deshalb die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit der Befunde ein besonderes Gewicht für solche Handlungsfelder, die durch eine Pluralität von Handlungsmustern (und gegebenenfalls durch einen raschen sozialen Wandel) gekennzeichnet sind.

Für die empirische Erforschung von Lebensläufen ergeben sich hieraus die folgenden drei methodologischen Desiderata:

Die Erhebung quantitativer Daten über Lebensläufe mit Hilfe standardisierter Verfahren erfordert, dass Wissen zur Verfügung steht über jene Wissensbestände, kulturellen Normen und typischen Deutungsmuster, auf deren Grundlage Handlungsentscheidungen zugunsten oder während bestimmter Statuspassagen getroffen werden. Da ein solches Wissen aus allgemeinen (handlungs- und gesellschafts-)theoretischen Konzepten in der Regel nicht ableitbar ist und sich oft auf raumzeitlich beschränkte Handlungsfelder bezieht, sind qualitative Interviewstudien und ethnographische Explorationen unverzichtbare Werkzeuge für eine empirisch begründete Konstruktion von Hypothesen über die für die untersuchten Handlungsfelder relevanten Akteursorientierungen und Deutungsmuster.

Qualitative Methoden dürfen in der empirischen Untersuchung des Lebenslaufs dabei nicht auf jene marginale Rolle beschränkt werden, die ihnen in vielen quantitativen Methodenlehrbüchern zugewiesen wird, in denen etwa empfohlen wird, in der Vorphase vor der „eigentlichen Forschung“ Hypothesen über den Gegenstandsbereich in „mehr oder weniger impressionistischer Form“ durch „Ideen, Gespräche und Explorationen“ zusammenzutragen (Friedrichs 1980: 52).⁷ Die Erkundung von Handlungsorientierungen, Deutungsmustern und von lokalen kulturellen Wissensbeständen der Akteure im Feld bringt vielmehr ein systematisches und oftmals sehr zeit- und personalintensives Vorgehen mit sich, bei dem etwa Dutzende umfangreicher offener Interviews durchgeführt, wörtlich transkribiert und zeitaufwendig ausgewertet werden müssen. Werden qualitative Verfahren der Datenerhebung und -auswertung zur Exploration umfangreicher Handlungsfelder eingesetzt, handelt es sich zumeist um aufwendige Forschung, von deren Ergebnissen allein aus forschungsökonomischen Gründen ein hoher Grad an Systematik und Validität erwartet werden muss. Der qualitative Untersuchungsstrang macht dann einen wesentlichen, wenn nicht den dominanten Teil einer Multimethodenstudie aus.

Fragen der Generalisierbarkeit und damit zusammenhängende Probleme der Auswahl der Untersuchungseinheiten dürfen nicht, wie dies in der qualitativen Sozialforschung oft der Fall ist, salopp beiseitegeschoben werden (vgl. Fleck 1992: 758), etwa mit dem Hinweis, dass statistische „Repräsentativität“ ohnehin ein für die qualitative

7 Solche methodologischen Vorschläge leiden ohnehin unter dem Widerspruch, dass qualitative Methoden dabei einerseits als eine „unsystematische Form der Datenerhebung“ betrachtet werden, die zu „beliebigen Interpretation“ (Mayntz/Holm/Hübner 1969: 93) führen können, andererseits deren Verwendung zur Hypothesengenerierung empfohlen wird. Unter forschungspragmatischen Gesichtspunkten bleibt dabei unklar, warum Forscher sich dann überhaupt der Mühe unterziehen sollen, Feldbeobachtungen und Interviews durchzuführen, wenn daraus ohnehin nur beliebige Hypothesen resultieren, und nicht stattdessen am Schreibtisch auf Intuitionen warten, Hypothesen aus einer Lostrommel ziehen o.ä.

Sozialforschung nicht methodenadäquates Gütekriterium sei. Eine solche Argumentation übersieht, dass das Postulat der statistischen Repräsentativität nur eine methodenspezifische (und dabei möglicherweise problematische⁸) Ausformulierung eines viel grundlegenderen methodologischen Desiderats darstellt: Es soll eine Verzerrung der Untersuchungsgruppe hinsichtlich von Merkmalen, die für die Forschungsfragestellung relevant sind, vermieden werden. Auch in der qualitativen Sozialforschung muss Sorge dafür getragen werden, dass für die Untersuchungsfragestellung und das Untersuchungsfeld relevante Fälle in die Studie einbezogen werden und dass die Auswahl von Untersuchungseinheiten nicht einseitig oder grob verzerrt ist, weil etwa Personen, soziale Situationen und Untersuchungsfelder, die für die Fragestellung bedeutsam sind, gar nicht in den Blick kommen (vgl. Kelle/Kluge 2001: 147 ff.).⁹ Die unter den Begriffen „analytische Induktion“ (Lindesmith 1968; Cressey 1950, 1971), „*theoretical sampling*“ (vgl. Glaser, Strauss 1967, 45) oder „Typenbildung“ (Gerhardt 1986: 69, 1991: 438, Kelle/Kluge 1999) in der qualitativen Sozialforschung seit längerem diskutierten Techniken einer gezielten Fallauswahl und Fallkontrastierung müssen methodologisch gezielter eingesetzt und fortentwickelt werden. Qualitative Samplingverfahren können dabei von einer Verbindung mit quantitativen Methoden sehr profitieren, denn quantitative Studien können zur Identifikation von durch sozialstrukturelle Einflüsse konstituierten Handlungsfeldern bzw. zur Beschreibung der im Untersuchungsfeld faktisch vorhandenen Variation von Handlungsmustern dienen, die dann durch qualitative Methoden intensiver untersucht werden können. Auf diese Weise können bspw. in einer quantitativen Repräsentativstudie einzelne Berufsgruppen identifiziert werden, die sich hinsichtlich ihrer bildungs- und erwerbsbiographischen Muster systematisch unterscheiden, und anschließend mit qualitativen Verfahren berufs-kulturelle Wissensbestände identifiziert werden, die zur Entstehung solcher Muster beitragen. Hierbei dient eine quantitative Voruntersuchung zur Positionierung eines qualitativen Samples, welches aus der größeren quantitativen Stichprobe gezogen werden kann (vgl. Kluge 2001). Auf diese Weise können Informationen zur Untersuchungspopulation Berücksichtigung finden, die für die Forschungsfrage und damit für die weiteren Auswertungsschritte relevant sind, indem etwa aufgrund der quantitativen Erhebung verschiedene Problemkonstellationen identifiziert werden, und anschließend qualitative Interviews mit Vertretern dieser vorerst rein statistischen Gruppen durchgeführt werden, um typische Deutungs- und Handlungsmuster dieser Akteure zu entdecken.

8 Die „Zielvorstellung der Stichprobe als (perfekte) Miniatur der Grundgesamtheit“, wie sie der Forderung nach Repräsentativität oftmals zugrunde liegt, ist auch für den Bereich der quantitativen Forschung unrealistisch und zudem methodologisch problematisch (vgl. Rendtel/Pötter 1993). Quantitative Stichproben müssen, vor allem dann, wenn sie nicht der Sozialberichterstattung, sondern der Konstruktion und Überprüfung von Theorien dienen, keineswegs solche Miniaturen der Population darstellen (vgl. Zetterberg 1965): So muss etwa eine Untersuchung, die den systematischen Vergleich zwischen Angehörigen bestimmter sozialer Gruppen zum Ziel hat, nicht das quantitative Verhältnis dieser Gruppen in der gesamten Bevölkerung berücksichtigen. Statt durch eine Repräsentativerhebung kann die Ziehung der Stichproben in einem quasi-experimentellen Design so erfolgen, dass jede der Untersuchungsgruppen gleich stark vertreten ist.

9 Will man beispielsweise das Engagement junger Väter in der Kindererziehung untersuchen, so ist man gut beraten, qualitative Interviews nicht ausschließlich mit Angehörigen von Berufen mit übermäßiger zeitlicher Belastung (wie beispielsweise freiberuflichen Rechtsanwälten, Managern, Wissenschaftlern etc.) zu führen. Sonst bleibt unklar, was durch die qualitative Studie untersucht wird: Ist es das Geschlechterverhältnis und seine Auswirkungen auf familiäre Arbeitsteilung oder sind es vielmehr bestimmte Berufskulturen?

Die methodologischen und theoretischen Probleme, die aufgeworfen werden durch die Existenz mehr oder weniger großer Handlungsspielräume, durch pluralisierte Lebenslaufmuster und durch kulturellen Wandel im Gegenstandsbereich der Lebenslaufsoziologie lassen sich also durch eine Verbindung der klassischen quantitativen Surveymethodologie mit der qualitativen Methodentradition entschärfen. Das erfordert allerdings die Überschreitung von Grenzen zwischen verschiedenen methodologischen Lagern, ein nach wie vor schwieriges Unterfangen, weil in der Methodendebatte die Idee, dass qualitative und quantitative Verfahren auf erkenntnistheoretisch inkompatiblen Paradigmen aufbauen, immer noch zahlreiche Fürsprecher findet (etwa Schnell/Hill/Esler 1999; Lamnek 1995; Lincoln, Guba 2000; Smith 1983; Blaikie 1991). Die folgenden Beispiele machen jedoch deutlich, wie demgegenüber eine Integration qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Analyseverfahren helfen kann, Erklärungsdefizite zu überwinden und Methodenartefakte aufzudecken, die sich bei der Verwendung von nur einem der beiden Methodenstränge ergeben können.

Methodenintegration zur Ergänzung und zur Validierung von Forschungsergebnissen: Beispiele aus der empirischen Lebenslaufforschung

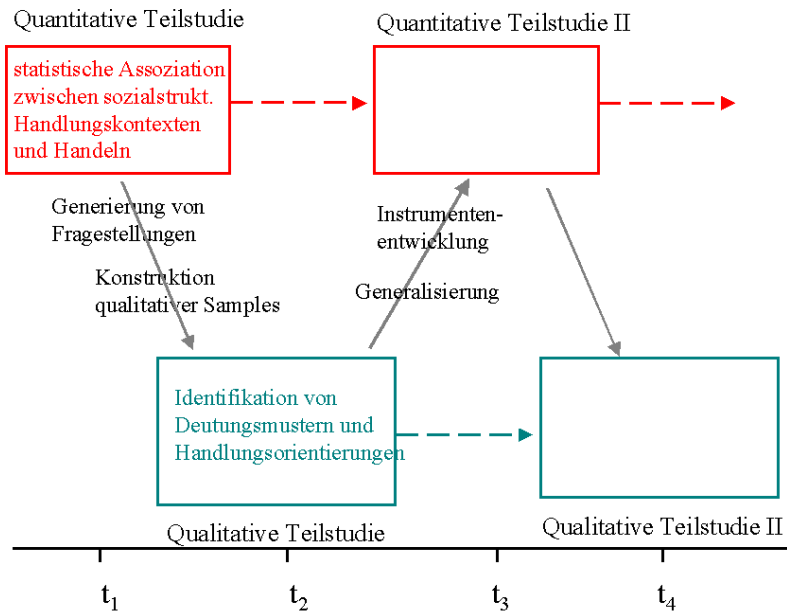
Die folgenden Beispiele für eine Kombination qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden entstammen dem von 1988 bis 2001 von der DFG geförderten Sonderforschungsbereich 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ der Universität Bremen, dessen Teilprojekte die Strukturierung von Lebensläufen im Deutschland der 1980er und 1990er Jahre untersuchten, wobei Statusübergänge in vier Lebensbereichen analysiert wurden: Übergänge vom Ausbildungs- in das Erwerbssystem, Statuspassagen zwischen Reproduktions- und Erwerbsarbeit, Statuspassagen innerhalb der Erwerbsarbeit und Übergänge zwischen Erwerbssystem und sozialer Sicherung (vgl. unter anderem Weymann/Heinz 1996; Leisering, Leibfried 1999; Heinz 2000). Durch einen parallelen Einsatz quantitativer und qualitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren sollten in etlichen Teilprojekte sowohl die Momente objektiver Sozialstruktur als auch die subjektiven Deutungsmuster und Interpretationsleistungen der Akteure in den Blick genommen werden. Um hierbei die gesellschaftliche und auch die individuelle Dynamik von Lebenslaufstrukturen angemessen zu erfassen, wurden empirische Studien als Panelstudien angelegt, in deren Verlauf strukturierte qualitative „Mikropanels“ aufgebaut und mit standardisierten „Makropanels“ synchronisiert wurden, so dass die Forschungsergebnisse aus beiden Methodensträngen systematisch aufeinander bezogen werden konnten.

Grafik 1 stellt beispielhaft und idealtypisch ein solches quantitativ-qualitatives Pannedesign für ein Handlungsfeld dar, in welchem die sozialwissenschaftlichen Untersucher zu Beginn nur einen sehr beschränkten Zugang zu den typischen Handlungsorientierungen und Deutungsmustern der Akteure haben. Die Studie beginnt mit einer quantitativen Teilstudie, die der Identifikation von Zusammenhängen dient zwischen sozialstrukturellen Handlungskontexten (wie sie durch soziodemographische Merkmale wie Geschlecht, formaler Bildungsabschluss, Schichtzugehörigkeit usw. abgebildet werden können) und sozialem Handeln (wie es sich in Statusübergängen wie Heirat, Geburt eines Kindes, Wechsel des Arbeitsplatzes usw. ausdrückt). Im nächsten Schritt werden nun mit Hilfe qualitativer Methoden anhand einer Teilstichprobe des quantita-

tiven Samples jene Entscheidungsprozesse rekonstruiert, die die statistischen Zusammenhänge hervorbringen. Die Ziehung der qualitativen Stichprobe geschieht dabei auf der Grundlage von Ergebnissen der quantitativen Datenanalyse: Mit deren Hilfe werden für die Fragestellung des Projektes relevante Subgruppen identifiziert, über deren typische Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen die qualitative Untersuchung Aufschluss erbringen soll. Das ursprünglich von Barton und Lazarsfeld vorgeschlagene Modell der Verbindung qualitativer und quantitativer Methoden, bei welchem eine qualitative Vorstudie zur Hypothesengenerierung und eine darauf folgende quantitative Hauptstudie der Hypothesentestung dienen soll (Barton/Lazarsfeld 1955/1984), wird dabei im ersten Teil dieses quantitativ-qualitativen Mehrmethoden-designs quasi umgedreht: Die quantitative Teilstudie dient im gewissen Sinne als „Vorstudie“, die die strategische Platzierung des qualitativen Samples ermöglicht. Dessen Befragung mit qualitativen Interviewmethoden hat die Identifikation von charakteristischen Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen im Untersuchungsfeld zum Ziel, die auf der Basis des Datenmaterials in deskriptiven Typologien zusammengefasst und systematisiert werden können (zur Methode der Typenbildung vgl. Kelle/Kluge 1999). Diese, anhand kleiner qualitativer Stichproben entwickelten Typologien und weitere, auf der Grundlage des qualitativen Datenmaterial entwickelte Hypothesen können nun anhand einer größeren Stichprobe quantitativ geprüft werden. Hierzu können in einer zweiten Welle des quantitativen Makropanels Items in das standardisierte Fragebogeninstrumentarium aufgenommen werden, die anhand der qualitativen Untersuchung formuliert wurden und die sich auf Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure beziehen (zu einem solchen Vorgehen bei der Prüfung qualitativ entwickelter Typologien vgl. Schaeper/Witzel 2001): Bezogen auf Handlungsgründe und Deutungsmuster der Akteure beginnt das quantitative Makropanel also erst mit dessen zweiter Welle. Wiederum können die quantitativen Analysen dieser zweiten Welle Anlass geben zur Formulierung von inhaltlichen und methodischen Fragestellungen, die anhand der zweiten Welle des qualitativen Mikropanels untersucht werden usw.

Im Folgenden soll der methodologische und empirische Ertrag, der sich aus solchen integrativen Paneldesigns ergeben kann, anhand konkreter Forschungsergebnisse aus verschiedenen Projekten der Lebenslaufforschung dargestellt werden.

Grafik 1: Integration qualitativer und quantitativer Methoden in einem gemeinsamen Paneldesign



Handlungs- und Orientierungsmuster sozialer Akteure als Explanantia für Zusammenhänge auf der statistischen Aggregatebene

Das folgende Beispiel aus einer Studie, welche den Zusammenhang zwischen Erwerbslosigkeit und Delinquenz bei Jugendlichen untersucht (vgl. Dietz et al 1997; Prein/Seus 1999), macht deutlich, wie Zusammenhänge auf der statistischen Aggregatebene, die mit Hilfe einer quantitativen Teiluntersuchung identifiziert wurden, durch die Kenntnis von Handlungsorientierungen und Deutungsmustern der Akteure, die durch eine qualitative Teilstudie ermöglicht wurde, verstehbar wurden. In dieser Längsschnittstudie wurde eine Kohorte von Schulabgängern aus Haupt- und Sonderschulen der Stadt Bremen in vier Wellen 1989, 1992, 1995 und 1997 mit einem standardisierten Instrument befragt. Aus der größeren, quantitativen Stichprobe wurde ein kleineres Subsample für ein qualitatives Mikropanel gebildet¹⁰: Diese Jugendlichen wurden fünfmal mit Hilfe offener Leitfadeninterviews befragt.

Eine der zentralen Fragestellungen bezog sich auf den kausalen Zusammenhang zwischen dem Scheitern bzw. dem Erfolg in Ausbildung und Beruf einerseits und dem Delinquenzverhalten der Jugendlichen andererseits. Quantitative Analysen des Zusammenhangs zwischen der aktuellen Erwerbstätigkeit und der Delinquenzbelastung in der

¹⁰ Das Bruttosample der standardisierten Befragung umfasste 732 Personen, von denen in der letzten Welle noch 370 Personen antworteten, das qualitative Mikropanel umfasste 60 Personen.

quantitativen Stichprobe ergaben, dass die aktuell nicht erwerbstätigen Befragten im Durchschnitt eine niedrigere Delikthäufigkeit aufwiesen als jene Interviewpartner, die in das Erwerbssystem integriert waren (Prein/Seus 1999). Nur langdauernde Erwerbslosigkeit zeigte einen nachweisbaren Effekt auf die Delinquenzbelastung – ein Hinweis darauf, dass langdauernde Ausgrenzungserfahrungen den Ausstieg aus Gewaltdelinquenz erschweren. Der nicht bzw. nur für dauerhafte Erwerbslosigkeit nachweisbare kausale Zusammenhang zwischen beruflichem Status und Delinquenz stellte jedoch ein anfänglich kontraintuitives Ergebnis dar, wie die Autoren herausstellen. Der Befund, dass der Arbeits- und Berufsstatus keine ursächliche Bedingung für Konformität und Abweichung darstellte, widersprach der Erwartung, dass benachteiligte, deprivierte Jugendliche leichter „auf die schiefe Bahn“ geraten, aus wirtschaftlicher Not zu illegalen Mitteln der Geldbeschaffung greifen usw. (ebd.:18).

Im Datenmaterial des qualitativen Mikropanel ließ sich nun ein bestimmter Handlungstypus identifizieren, den die Untersucher als „Doppelleben“ bezeichneten. Jugendliche, die diesen Typus verkörperten, hatten einen „direkten problemlosen Einstieg in das Berufsbildungssystem im angestrebten Wunschberuf“ erreicht, waren zufrieden mit dem gewählten beruflichen Weg und hoch motiviert, die Ausbildung abzuschließen, und zeigten deshalb eine „hohe Anpassungsbereitschaft an die Erwartungen in Bezug auf Leistung und Arbeitsmoral.“ (ebd.).

„Die während der Woche angepassten und hochmotivierten Auszubildenden waren in der Freizeit und am Wochenende auf Spaß und *action* aus, was sich häufig an kriminalisierbarem Verhalten niederschlug. [...] Delinquente Aktivitäten dienten nicht der Kompensation von Versägenserlebnissen im beruflichen Alltag oder der Frustration durch Erwerbslosigkeit. Sie standen für *action*, Spaß, Nervenkitzel, für Handlungen, mit denen sich die jungen Männer teilweise vom Erwachsenwerden abgrenzten.“ (ebd.: 18 f.).

Kontakte, die diese Jugendlichen aufgrund ihres devianten Verhaltens zu sozialen Kontrollinstanzen wie Polizei und Justiz hatten, führten dabei nicht zu deren dauerhaften Marginalisierung. Vertreter dieser Instanzen, ebenso wie Ausbilder in den Betrieben, bewerteten die durch Qualifikationsbemühungen und Erwerbstätigkeit gezeigte Disziplin und Arbeitsmoral nämlich durchgängig positiv im Sinne einer Prognose für einen erwartbaren Rückgang des delinquenten Verhaltens. Dass solche Deutungsmuster für das Handeln der Kontrollinstanzen eine wesentliche Bedeutung hatten, war den gerichtserfahrenen Jugendlichen auch durchaus bewusst, wie Prein und Seus anhand von Interviewauszügen wie dem folgenden illustrieren:

Na, ich schätz ' mal, wenn einer Arbeit hat, den schicken sie nicht so schnell in 'n Bau wie einer, der keine Arbeit hat. Weil einer, der keine Arbeit hat, der hängt den ganzen Tage auf der Straße 'rum, der baut wieder Scheiße. Und einer, der Arbeit hat, der arbeitet tagsüber und hat halt nicht mehr soviel Gelegenheit, Scheiße zu bauen. (ebd.)

Jenes soziale Handeln, welches durch das Modell „Doppelleben“ beschrieben wird und das sich in den statistischen Daten des Makropanel zeigt, ist nur deshalb empirisch realisierbar, weil die in dem Untersuchungsfeld handelnden Akteure ein bestimmtes Alltagswissen einsetzen: Bei den Vertretern sozialer Kontrollinstanzen sind dies sozialpsychologische (Alltags-)Theorien, bei den Jugendlichen das Wissen über die Relevanz

solcher Deutungsmuster für das Verhalten der Kontrollinstanzen. Für den soziologischen Untersucher wird das auf der Ebene statistischer Daten identifizierbare Handlungsmuster dementsprechend erst dann soziologisch verstehbar, wenn es einen Zugang erhält zu jenem lokalen Handlungswissen, das für das interessierende Handlungsfeld relevant ist. Aber auch die quantitativen Daten waren für die Untersuchung des Handlungsfeldes unerlässlich: Denn nur auf diese Weise konnten unterschiedliche institutionelle Rahmenbedingungen (zum Beispiel verschiedene Erwerbsstatus) und die hiermit verknüpften Handlungsmuster in ihrer Heterogenität systematisch miteinander verglichen und beschrieben werden und auf diese Weise der Typus „Doppelleben“ als verbreitetes Handlungsmuster identifiziert werden.

Die Entstehung von Methodenartefakten: Fehlinterpretationen quantitativer Ergebnisse als Resultat divergierender Sinnwelten

Das im vorigen Abschnitt dargestellte Forschungsergebnis gibt ein Beispiel dafür, wie eine qualitative Untersuchung von Handlungsorientierungen und Deutungsmustern dazu dienen kann, jene sozialen Prozesse zu beschreiben, welche mehr oder weniger überraschende statistische Phänomene hervorbringen. Methodologisch noch interessanter ist aber der Fall, dass sich *prima facie* plausible und vordergründig sehr einfach zu deutende statistische Befunde als problematisch erweisen, wenn zusätzliches qualitatives Material herangezogen wird. Das folgende Beispiel zeigt, wie die Ergebnisse einer standardisierten Befragung in die Irre führten, solange nicht Zugang zu lokalem Handlungswissen der Akteure mit den Mitteln der interpretativen Sozialforschung gefunden wurde.

In dieser empirischen Studie wurde die Statuspassage zwischen dem Bildungs- und dem Beschäftigungssystem in der DDR vor der demokratischen Revolution 1989 (der „Wende“) und in den ostdeutschen Bundesländern nach der Vereinigung kohortenvergleichend untersucht (Sackmann/Weymann/Wingens 2000). Ziel der in mehreren Wellen durchgeführten quantitativen und qualitativen Befragungen von Lehr- und Hochschulabsolventen war es, ein Bild von der Statuspassage zwischen Bildungssystem und Arbeitsmarkt in der DDR vor der gesellschaftlichen Transformation, in der Wende- und Nachwendezeit, zu erhalten.¹¹ Im Rahmen dieser Studie hat Wingens (1999) anhand von Daten über jene Kohorte von Hochschulabsolventen, die die Hochschule 1985 verlassen hatte, den Übergang zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem im planwirtschaftlichen System der DDR im Hinblick auf institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien analysiert.

Die DDR verfügte, zumindest wurde dies von offizieller Seite in den 1980er Jahren so dargestellt und propagiert, über ein hochgradig institutionalisiertes Übergangssystem an den verschiedenen Schwellen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem. Eine vertikale Bedarfsplanung sollte, ausgehend von zentralen Vorgaben der beim Ministerrat angesiedelten staatlichen Plankommission und unter Verwendung von Infor-

¹¹ Bei der quantitativen postalischen Befragung wurde eine Zufallsstichprobe (n=3705) aus drei Absolventenkohorten ostdeutscher Facharbeiter und Hochschulabsolventen (Beendigung der Ausbildung bzw. des Studiums 1985, 1990 und 1995) mehrfach zu ihrer Erwerbsbiographie befragt. Ein hieraus gezogenes qualitatives Subsample umfasste 67 Personen der Abschlussjahrgänge 1985 und 1990, von denen 47 ein zweites Mal befragt werden konnten.

mationen über vorhandene Ressourcen, die von unteren Planungsebenen erhoben wurden, die Bereitstellung von Arbeitskräften mit den erforderlichen Qualifikationen sicherstellen. Dieses Konzept erforderte ein striktes dirigistisches Steuerungssystem in Verbindung mit pädagogischen Maßnahmen, die eine „Erziehung zur bewussten Berufswahl“ bewirken sollten, um die individuellen Bildungs- und Qualifizierungsinteressen der Akteure mit dem vermuteten „gesellschaftlichen Bedarf“ und dem vorhandenen Angebot an Ausbildungsplätzen und Studienplätzen auszubalancieren. Für Hochschulabsolventen wurde der Übergang in das Beschäftigungssystem durch die sogenannte „Absolventenvermittlung“ organisiert, Vermittlungsstellen an den Hochschulen, durch die Akademiker ihren Arbeitsstellen nach Abschluss des Studiums offiziell zugewiesen wurden.

Die Ergebnisse der quantitativen Datenanalyse vermittelten auf den ersten Blick den Eindruck, dass dieses umfassende Planungs- und Lenkungssystem qualifizierter menschlicher Arbeitskraft zumindest für Akademiker funktioniert hatte. Befragt nach den Informationsquellen für ihre erste Arbeitsstelle nannten 60,4 % jener Befragten, die ihren Hochschulabschluss noch in der DDR erworben hatten, die staatliche Absolventenvermittlung, nur 17,3 % gaben persönliche Netzwerke an. Weitere 5,6 % der Befragten berichteten, sie hätten ihre erste Stelle auf dem Wege der Blindbewerbung erhalten, 18,2 % waren ihren eigenen Angaben zufolge als Facharbeiter von ihren Betrieben zum Studium delegiert worden.

Die Analyse der qualitativen Daten zeigte allerdings deutlich, „dass der Schein individueller Passivität und Fremdsteuerung trügt: Unter der ‚Vermittlungsoberfläche‘ verbarg sich ein erhebliches individuelles Gestaltungspotential berufsbiographischer Verläufe“ (Wingens 1999: 268). So stellte jenes formelle Delegierungsverfahren, durch das bestimmte Individuen von ihren Betrieben zum Studium entsandt wurden, in den betrachteten Fällen nicht einen Prozess dar, dem die Delegierten passiv unterworfen wurden. Eine betriebliche Delegation zum Studium erwies sich vielmehr als die Folge individueller Initiative der Mitarbeiter, die teilweise ein scheinbar direktives Verfahren für die eigene Karriereplanung in kompetenter Weise instrumentalisieren konnten. Einer der Befragten beschrieb diesen Vorgang im qualitativen Interview so: „Man brauchte bloß den Wunsch zu äußern, dass man studieren will, und da lief das alles seine Bahn. Da hat man so seine Gespräche geführt.“ (ebd.: 268). In manchen Fällen wurde auch ein bestehender Kontakt zu Betrieben strategisch genutzt, um durch eine scheinbare Delegierung *ex post* jenes Vermittlungsverfahren zu umgehen, welches durch die an den Hochschulen angesiedelten Stellen zur Absolventenvermittlung gesteuert werden sollte. Auch diese administrative Lenkung der Statuspassage zwischen Universitätsabschluss und Erwerbssystem ließ teilweise erhebliche Handlungsspielräume, die von den Akteuren kreativ genutzt werden konnten, ohne dass hierbei die staatlichen Steuerungsinstanzen in irgendeiner Weise sanktionierend eingegriffen hätten, wobei das offizielle Vermittlungsverfahren in vielen Fällen nur noch zu einer *ex post*-Legitimation für eine durch individuelle Bemühungen erfolgreich abgeschlossene Arbeitsplatzsuche diente:

So hatte zum Beispiel ein Hochschulabsolvent die Liste und damit das Informationsmonopol dieser Institution unterlaufen, indem er sich beim „Rat des Kreises“ über die regionale Stellensituation informiert und eine Arbeitsstelle ausgesucht hatte und der „Rat des Kreises“ daraufhin eine bereits entsprechend spezifizierte Nachfrageliste an

die Absolventenvermittlung gab. Erfolgte in diesem Fall die Umgehung der Absolventenvermittlung noch durch Rückgriff auf eine andere staatliche Planungs- und Koordinierungsbehörde, so realisierten andere Akademiker ihren Berufseinstieg in völliger Eigenregie und unterliefen die staatlichen Planungs- und Vermittlungsinstanzen komplett. (ebd.: 269)

Ähnlich wie im ersten Beispiel ermöglichte es auch hier lokales Handlungswissen, die Bedeutung eines statistischen Aggregatphänomens (in diesem Fall die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der Befragten in einer quantitativen Untersuchung angaben, ihre erste Arbeitsstelle durch die staatliche Absolventenvermittlung erhalten zu haben) zutreffend einzuschätzen. Für sich genommen produzierten die quantitativen Daten aber ein unzutreffendes Bild sozialer Wirklichkeit: Es wird der (verzerrte) Eindruck einer umfassenden sozialtechnologischen Steuerung des Arbeitsmarktes reproduziert, welcher einer offiziellen ideologischen Semantik im „real existierenden Sozialismus“ entsprach, während mehr oder weniger findige Akteure die sozialtechnologischen Kontrollstrategien nicht nur unterlaufen konnten, sondern sogar für die eigenen Handlungsziele zu instrumentalisieren vermochten¹².

Die Suche nach „Tiefenerklärungen“ für statistische Zusammenhänge und die Integration qualitativer und quantitativer Methoden

Hartmut Esser hat den Begriff der „Tiefenerklärung“ verwendet (vgl. Esser 1991: 40; Esser 1993: 83 ff.), um eine handlungstheoretisch fundierte soziologische Erklärung sozialer Makrophänomene abzugrenzen von „variablensoziologischen“ Erklärungsstrategien. Eine soziologische Erklärung ist dann eine solche Tiefenerklärung, wenn sie von dem interessierenden kollektivem Explanandum (in der Lebenslaufsoziologie: einer spezifischen Verteilung von Statusübergängen in einer bestimmten sozialen Gruppe zu einem gegebenen Zeitpunkt) einen Bezug herstellt zu Gesetzmäßigkeiten auf der Mikroebene individuellen Handelns. Im Kontext entscheidungstheoretischer Ansätze wird in diesem Zusammenhang oft von Makro-Mikro-Makro-Erklärungen gesprochen (vgl. hierzu Lindenberg/Wippler 1978; Coleman 1991; Esser 1993: 98): In einem ersten Schritt wird zur Erläuterung von Zusammenhängen auf der Makroebene soziologischer Beschreibung „hinabgestiegen“ zur Mikroebene, indem Aussagen getroffen werden über jene Einflüsse, die ein makrosozietares Phänomen auf individuelle Akteure ausübt. Ein weiterer Teil der Erklärung umfasst (eines oder mehrere) Mikromodelle, die das Handeln individueller Akteure erklären, indem Aussagen darüber formuliert werden, wie diese die Einflüsse sozialer Strukturen verarbeiten und auf der Grundlage dieser Verarbeitungsprozesse handeln. Im dritten Schritt einer Makro-Mikro-Makro-Erklärung soll geklärt werden, wie die von einzelnen Akteuren getroffenen Entscheidungen, ihre Handlungen und Interaktionen selber wiederum soziale Makrophänomene zuwege bringen.

Weder der (erste) Erklärungsschritt von der Makro- zur Mikroebene, noch die Mikromodelle sozialen Handelns können nun allein auf der Grundlage von allgemeinen Handlungstheorien erfolgen, stets müssen „Brückenannahmen“ eingeführt werden, die Bezug nehmen auf die Ebene normativer Orientierungen, auf Wertvorstellungen und

12 Zu ähnlichen Ergebnissen gelangen die Autoren des Bandes *Kollektiv und Eigensinn*, die die Bedeutung der „List des Individuums“ auch unter den Bedingungen äußerst restriktiver Lebenslauffregime mit quantitativen Methoden der Lebenslaufforschung aufzeigen konnten (Huinink/Mayer/Diewald 1995).

Deutungsmuster, die kulturellen Wissensbeständen entstammen. Um für die dargestellten empirischen Beispielen einen ersten Erklärungsschritt von der Makro- zur Mikroebene zu gehen, müssen etwa Fragen beantwortet werden wie: Wie nehmen Jugendliche das Handeln der Instanzen sozialer Kontrolle wahr und welche Sanktionen antizipieren sie für potentiell delinquentes Handeln? Wie interpretierten DDR-Bürger vor der Wende jene *constraints*, die ihrem berufsbiographischen Handeln unter den Bedingungen einer sozialistischen Parteidiktatur auferlegt waren, und welche Handlungschancen nahmen sie wahr? Der zweite Erklärungsschritt, die Formulierung von Mikromodellen, erforderte die Beantwortung von Fragen nach den beruflichen und persönlichen Zielen der Akteure und nach den Mitteln, die ihnen zur Erreichung dieser Ziele subjektiv zur Verfügung standen. Solche Fragen lassen sich keineswegs allein auf der Grundlage einer allgemeinen Theorie über menschliches Handeln beantworten, wie sie etwa eine Entscheidungstheorie in der Art der Wert-Erwartungstheorie darstellt. Deren Kernannahmen besagen im Grunde ja nur, dass individuelle Akteure aus einem Set überhaupt verfügbarer oder möglicher Handlungsalternativen diejenige auswählen, die am ehesten angesichts der vorgefundenen Situationsumstände bestimmte Ziele zu realisieren verspricht (Esser 1991: 54). Welche Handlungsalternativen aber nehmen die Akteure in dem untersuchten Handlungsfeld üblicherweise wahr? Welches sind die Handlungsziele, die in einem bestimmten kulturellen Kontext als erstrebenswert gelten und welches die zu ihrer Erreichung allgemein akzeptierten Mittel? Zur Klärung dieser Fragen muss auf lokales kulturelles Wissen (mit einem jeweils unterschiedlichem Geltungsbe- reich) zurückgegriffen werden, das sich nicht aus soziologischen Gesellschafts- und Handlungstheorien ableiten lässt.

So lässt sich also eine mikrosoziologisch fundierte Tiefenerklärung analytisch in zwei Teile trennen: einerseits in eine allgemeine handlungstheoretische Heuristik. Eine entscheidungstheoretische Heuristik würde etwa die Aussage machen, dass das unter- suchte statistische Phänomen (etwa: die Verteilung bestimmter Statusübergänge) zu- rückzuführen ist auf einzelne Handlungen (begrenzt) rationaler, das heißt unter ge- gebenen sozialstrukturellen Bedingungen (und mit begrenzten Informationen) ihren Nut- zen maximierende Akteure¹³. Der zweite Teil der Erklärung muss dann aber spezifi- zieren, welche sozialstrukturelle Bedingungen in welcher Weise von den Akteuren wahrgenommen werden und auf welche Nutzenargumente sie bei ihren Handlungs- entscheidungen zurückgreifen. Wie die Beispiele zeigen, müssen solche Informationen oft aus lokalen Wissensbeständen entnommen werden: etwa dem Wissen darüber, welche Sanktionen von Instanzen sozialer Kontrolle in bestimmten (zeitlich und räumlich viel- leicht eng begrenzten) Kontexten angesichts eines bestimmten abweichenden Verhal- tens verhängt werden.

Strukturen des Lebenslaufs unter spezifischen institutionellen Bedingungen können also nicht angemessen erklärt werden ohne Rückgriff auf Wissensbestände über die für bestimmte Handlungsfelder typischen Akteursorientierungen und Deutungsmuster. So- zialwissenschaftler können oft dann relativ problemlos zutreffende Tiefenerklärungen für statistische Oberflächenphänomene formulieren, wenn sie als informierte Mitglied ihrer Gesellschaft Zugang zu deren Alltagswissensbeständen haben. Die Anwendung dieser „Gewohnheitsheuristik des Alltagswissen“ (Kelle/Lüdemann 1995) bei der For- mulierung sozialwissenschaftlicher Erklärungen bringt normalerweise solange keine

13 Natürlich lassen sich auch andere handlungstheoretische Ansätze als Heuristiken verwenden.

schwerwiegenden Probleme mit sich, wie empirische Forschung in einer Kultur stattfindet, die dem Forscher selber vertraut ist. Die Gefahren einer solchen Schattenmethodologie werden offensichtlich, wenn nicht die eigene, sondern fremde Kulturen oder Subkulturen den Gegenstand der Untersuchung bilden, zu deren Wissensbeständen der Forscher *prima facie* keinen oder einen nur sehr beschränkten Zugang hat – und um fremde Subkulturen kann es sich bereits dort handeln, wo die Befragten einer anderen Schicht, einem anderen Geschlecht oder einer anderen Altersgruppe angehören, einen anderen Beruf oder andere religiöse und politische Orientierungen haben als die soziologischen Untersucher. Handlungsfelder, wie sie Gegenstand der beschriebenen Studien waren, sind hiervon besonders betroffen: Hier war die Kreativität der Akteure bei der Ausnutzung von institutionell gegebenen Handlungsspielräumen besonders gefordert, und es hatten sich lokale kulturelle Praktiken des Umgangs mit institutionellen Anforderungen abseits von allgemein verfügbaren gesellschaftlichen Handlungsmustern und Wissensbeständen entwickelt. Beide Beispiele zeigen eindrucklich die Bedeutung von Handlungskreativität und *agency* bei der Entstehung von (soziohistorisch kontingenten) Strukturen des Lebenslaufs: Sozialstrukturelle, institutionelle Bedingungen determinierten nicht das Handeln der Akteure, schufen vielmehr Gelegenheitsstrukturen, die von Akteuren kreativ ausgefüllt wurden – und dass nicht nur in einer sich rasch modernisierenden und individualisierenden Gesellschaft, sondern auch unter den Bedingungen einer sozialistischen Parteidiktatur mit erheblichen Modernisierungsdefiziten, wo Kreativität auf den unteren Ebenen der Planungshierarchie erklärtermaßen nicht und am wenigsten bei den Objekten der Planung selber zum Zuge kommen sollte.

Die Existenz von Handlungsspielräumen und deren kreative Nutzung durch die Akteure kann somit schwerwiegende Erklärungsdefizite erzeugen, solange nur qualitative oder nur quantitative Verfahren zur Anwendung kommen. Der Typus „Doppelleben“ ließ sich anhand des Datenmaterials aus dem standardisierten Makropanel zwar beschreiben, die ihm zugrundeliegenden sozialen Prozesse – hier: eine konkrete Praxis der Rechtsprechung, die eine „protektive“ Wirkung von Erwerbstätigkeit gegenüber juristischer Sanktionierung zur Folge hatte – konnten aber nur mit Hilfe qualitativer Daten rekonstruiert werden. Bei der quantitativen Untersuchung der Statuspassagen zwischen Universitätsausbildung und Erwerbstätigkeit in der DDR hätte die Verwendung nur quantitativer Verfahren eine schwerwiegende Fehlinterpretation zur Folge, die sich auch noch auf eine in der Literatur häufig geäußerten Sozialisationsthese berufen könnte: Demnach führt die Sozialisation in autoritären sozialistischen Gesellschaften zu Kompetenzdefiziten in der Gestaltung jener autonomen Lebenspraxis, wie sie eine Marktökonomie erfordert. Erst der gezielte und systematische Einsatz qualitativer Verfahren führte hier zur Aufdeckung der hinter der Fassade offizieller ideologischer Rhetorik tatsächlich noch vorhandenen (und zur Systemstabilisierung letztlich sogar notwendigen) Gestaltungsspielräume.

Aber auch qualitative Methoden reichen für sich genommen keineswegs aus, um den methodologischen Problemen zu begegnen, die sich aus der Existenz von solchen Gestaltungsspielräumen und den hierbei entstehenden lokalen Wissensbeständen und kulturellen Praktiken ergeben. Die daraus resultierende gesellschaftliche Heterogenität biographischer Handlungsmuster erfordert nicht nur besonders elaborierte Formen qualitativer Stichprobenkonstruktion, bei denen Prinzipien bewusst heterogener Auswahl und der Auswahl „typischer Fälle“ so miteinander kombiniert werden, dass der Einbe-

zug theoretisch relevanter Fälle gesichert werden kann. In vielen Fällen wird eine Einbindung qualitativer Forschung in quantitative Untersuchungsdesigns erforderlich, um jenen Validitätsbedrohungen zu begegnen, die die Verwendung kleiner Fallzahlen in qualitativen Studien zwangsläufig mit sich bringen. Ergebnisse quantitativer Voruntersuchungen können relevante sozialstrukturelle Rahmendaten erbringen, mit deren Hilfe differierende Handlungsbedingungen für die Akteure im Untersuchungsfeld erst identifiziert werden können. Auf diese Weise kann die qualitative Analyse von Akteursorientierungen systematisch auf Aspekte der Sozialstruktur bezogen werden und die oft in interpretativen Ansätzen vorherrschende „Strukturblindheit“ überwunden werden.

Die Integration von qualitativen und quantitativen Methoden, bei welcher Informationen über makrosoziell, nur auf der statistischen Aggregatebene abbildbare Phänomene verbunden werden mit Wissen über kulturell vermittelte Handlungsorientierungen und Praktiken, stellt somit eine bedeutsame Methodeninnovation dar. Mit ihrer Hilfe können charakteristische Schwächen beider Methodentraditionen ausgeglichen werden und Forschungsergebnisse erbracht werden, die eine umfassendere Erklärung von sozialen Strukturen in Lebensläufen erlauben, als sie aufgrund der Verwendung von Verfahren nur einer der beiden Methodentraditionen möglich wären.

LITERATUR

- Alheit, Peter und Erika M. Hoerning (Hg.) (1989): *Biographisches Wissen, Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt am Main, New York.
- Andreß, Hans-Jürgen (1996): Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt am Main, New York, 227-273.
- Barton, Allen H. und Paul F. Lazarsfeld [1955] (1984)²: Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung, in: Christel Hopf und Elmar Weingarten (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart, 41-89.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Edition Suhrkamp, 1365 = N.F., Bd. 365, Frankfurt am Main.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie, Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 22, Heft 3, 178-187. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0302>
- Becker, Gary S. (1974): A theory of marriage, in: Theodore W. Schultz (Hg.): *Economics of the Family, Marriage, Children and Human Capital*, Chicago, 299-351.
- Becker, Gary S. (1981): *A treatise on the family*, Cambridge.
- Becker, Rolf (2000): Klassenlage und Bildungsentscheidungen, Eine empirische Anwendung der Wert-Erwartungstheorie, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, Heft 3, 450-474. <https://doi.org/10.1007/s11577-000-0068-9>
- Behrens, Johann und Anne Dreyer-Tümmel (1996): Abstiegskarrieren und Auffangpositionen, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt, New York, 188-226.
- Bernard, H. Russell (2000): *Social Research Methods, Qualitative and Quantitative Approaches*, Thousand Oak.
- Blaikie, Norman W. H. (1991): A Critique of the use of Triangulation in Social Research, in: *Quality & Quantity*, 25, Issue 2, 115-136. <https://doi.org/10.1007/BF00145701>

- Blossfeld, Hans-Peter (1990): Berufsverläufe und Arbeitsmarktprozesse, Ergebnisse sozialstruktureller Längsschnittuntersuchungen, in: Karl Ulrich Mayer (Hg.): Lebensverläufe und Sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 118-145. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_5
- Blossfeld, Hans-Peter und Johannes Huinink (1989): Die Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluß auf die Familienbildung, Eine Längsschnittuntersuchung über die Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 15, Heft 4, 383-404.
- Blossfeld, Hans-Peter, Johannes Huinink und Götz Rohwer (1993): Wirkt sich das steigende Bildungsniveau der Frauen tatsächlich negativ auf den Prozeß der Familienbildung aus?, in: Andreas Diekmann und Stefan Weick (Hg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozeß, bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse, Sozialwissenschaftliche Schriften, Bd. 26, Berlin, 216-233.
- Blossfeld, Hans-Peter und Ursula Jaenichen (1993): Bildungsexpansion und Familienbildung, in: Andreas Diekmann und Stefan Weick (Hg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozeß, bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse, Sozialwissenschaftliche Schriften, Bd. 26, Berlin, 165-193.
- Blossfeld, Hans-Peter und Gerald Prein (Ed.) (1998): Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis, Social inequality series, Boulder.
- Brannen, Julia (Ed.) (1992): Mixing Methods: Qualitative and Quantitative Research, Aldershot.
- Broeck, Andries van den und Felix Heunks (1994): Political culture: Patterns of political orientations and behaviour, in: Peter Ester, Loek Halman und Ruud de Moor (Hg.): The individualizing society, Value change in Europe and North America. Tilburg, 67-69.
- Bryman, Allen (1988): Quantity and Quality in Social Research, Contemporary social research series, Bd. 18, London, New York.
- Buhr, Petra und Christine Hagen (2001): Die subjektive Bedeutung von Sozialhilfverläufen, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): Methodeninnovation in der Lebenslauforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf, Bd. 4, Weinheim, München, 189-216.
- Burkart, Günter (1998): Individualisierung und Elternschaft, Eine empirische Überprüfung der Individualisierungsthese am Beispiel USA und ein Systematisierungsvorschlag, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): Die Individualisierungs-These, Opladen, 107-142. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09724-2_8
- Burkart, Günter (1993): Individualisierung und Elternschaft – Das Beispiel USA, in: Zeitschrift für Soziologie, 22, Heft 3, 159-177. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0301>
- Cain, Leonard D. (1964): Life Course and Social Structure, in: Robert E. L. Faris (Hg.): Handbook of Modern Sociology, Chicago, 272-309.
- Coleman, James Samuel (1991): Grundlagen der Sozialtheorie, Bd. 1: Handlungen und Handlungssysteme, München.
- Cressey, Donald R. (1950): The Criminal Violation of Financial Trust, in: American Sociological Review, 15, 738-743. <https://doi.org/10.2307/2086606>
- Cressey, Donald R. (1971): Other People's Money, A Study in the Social Psychology of Embezzlement, Belmont, (erstmal erschienen 1953).
- Creswell, John W. (1994): Research Design, Qualitative and Quantitative Approaches, Thousand Oaks.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht, Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, IBL-Forschung, Bd. 1, Bremen.
- Diekmann, Andreas (1996): Zeitpunkt der Erstheirat und Streuung des Heiratsalters, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt am Main, New York, 154-168.

- Dietz, Gerhard-Uhrland, Eduard Matt, Karl F. Schumann und Lydia Seus (1997): „Lehre tut viel...“, Berufsbildung, Lebensplanung und Delinquenz bei Arbeiterjugendlichen, Münster.
- Ecarius, Jutta (1996): Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebensverlauf, Konzepte der Lebenslauforschung, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-99908-5>
- Elder, Glen H. (1978): Family History and the Life Course, in: Tamara Hareven (Hg.): Transitions, The Family and the Life Course in Historical Perspective, New York, 17-64. <https://doi.org/10.1016/B978-0-12-325150-3.50008-8>
- Elder, Glen H. (1995): The Life Course Paradigm: Social Change and Individual Development, in: Phyllis Moen, Glen H. Elder und Kurt Lüscher (Ed.): Examining Lives in Context, Perspectives on the Ecology of Human Development, Washington, 101-140. <https://doi.org/10.1037/10176-003>
- Erzberger, Christian (1998): Zahlen und Wörter, Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess, Status passages and the life course, Bd. 11, Weinheim.
- Erzberger, Christian und Gerald Prein (1997): Triangulation: Validity and Empirically Based Hypothesis Construction, in: Quality & Quantity, 31, Issue 2, 141-154. <https://doi.org/10.1023/A:1004249313062>
- Esser, Hartmut (1991): Alltagshandeln und Verstehen, Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „Rational Choice“, Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 73, Tübingen.
- Esser, Hartmut (1993): Soziologie, Allgemeine Grundlagen, Frankfurt, New York.
- Esser, Hartmut (1998): Why are bridge hypotheses necessary?, in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Ed.): Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis, Social inequality series, Boulder, 94-111. <https://doi.org/10.4324/9780429303753-6>
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungswissenschaft, 17, Heft 4, 405-427.
- Fleck, Christian (1992): Vom „Neuanfang“ zur Disziplin?, Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 44, Heft 4, 747-765.
- Friedrichs, Jürgen (1980)⁸: Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek bei Hamburg.
- Friedrichs, Jürgen (Hg.) (1998): Die Individualisierungs-These, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09724-2>
- Gerhardt, Uta (1986): Verstehende Strukturanalyse: Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik, Campus Forschung, Bd. 465, Frankfurt am Main, New York, 31-83.
- Gerhardt, Uta (1991): Typenbildung, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München, 435-439.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft, Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Theorie und Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt am Main.
- Glaser, Barney G. und Anselm S. Strauss (1967): The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research, New York. <https://doi.org/10.1097/00006199-196807000-00014>
- Heinz, Walter R. (Hg.) (1991): Theoretical Advances in Life Course Research, Konferenzschrift, 1989, Bremen, Status Passages and the Life Course, Bd. 1, Weinheim.
- Heinz, Walter R. (1992): Introduction: Institutional Gatekeeping and Biographical Agency, in: Ders. (Hg.): Institutions and Gatekeeping in the Life Course, Weinheim, 9-30.

- Heinz, Walter R. (2000): Übergänge: Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebensverlaufs, 3. Beiheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Weinheim.
- Heinz, Walter R., Udo Kelle, Andreas Witzel und Jens Zinn (1998): Vocational training and career development in Germany-Results from a longitudinal study, in: *International Journal for Behavioral Development*, 22, Issue 1, 77-101.
<https://doi.org/10.1080/016502598384522>
- Huinink, Johannes (1990): Familie und Geburtenentwicklung, in: Karl Ulrich Mayer (Hg.): *Lebensverläufe und Sozialer Wandel*, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 239-271. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_9
- Huinink, Johannes, Karl Ulrich Mayer und Martin Diewald (1995): *Kollektiv und Eigensinn, Lebensverläufe in der DDR und danach*, Berlin. <https://doi.org/10.1524/9783050071497>
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel (1982)⁴: *Die Arbeitslosen von Marienthal, Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, Edition Suhrkamp, Bd. 769, Frankfurt am Main (zuerst Psychologische Monographien, Bd. 5, Leipzig 1933).
- Kelle, Udo und Christian Erzberger (1999): Integration qualitativer und quantitativer Methoden, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, Heft 3, 509-531
- Kelle, Udo und Christian Erzberger (2001): Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 135-168.
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): Vom Einzelfall zum Typus, Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 4, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-11776-6>
- Kelle, Udo und Susann Kluge (2001): Einleitung, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 11-36.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann (1995): „Grau, teurer Freund ist alle Theorie...“, *Rational Choice und das Problem der Brückenannahmen*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 47, Heft 2, 249-267.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann (1996): *Theoriereiche Brückenannahmen?: Eine Erwiderung auf Siegwart Lindenberg*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, Heft 3, 542-546.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann (1998): Bridge Assumptions in Rational Choice Theory: Methodological Problems and Possible Solutions, in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Ed.): *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis, Social inequality series*, Boulder, 112-125. <https://doi.org/10.4324/9780429303753-7>
- Kluge, Susann (2001): Strategien zur Integration qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren, Ein methodischer und methodologischer Bericht aus dem Sonderforschungsbereich 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 37-88.
- Kluge, Susann und Udo Kelle (Hg.) 2001: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 1, 1-29.

- Kurz, Karin, Peter Prüfer und Margrit Rexroth (1999): Zur Validität von Fragen in standardisierten Erhebungen, Ergebnisse des Einsatzes eines kognitiven Pretestinterviews, in: ZUMA-Nachrichten, 23, Heft 44, 83-107.
- Lamnek, Siegfried (1995)³: Qualitative Sozialforschung, Band 1: Methodologie, Weinheim.
- Leisering, Lutz und Stephan Leibfried (1999): Time and Poverty in Western Welfare States, United Germany in Perspective, Cambridge.
- Lincoln, Yvonna S. und Egon G. Guba (2000)²: Paradigmatic Controversies, Contradictions and Emerging Influences, in: Norman K. Denzin und Yvonna S. Lincoln (Ed.): Handbook of Qualitative Research, Thousand Oaks, 163-188.
- Lindenberg, Siegwart (1981): Erklärung als Modellbau: Zur soziologischen Nutzung von Nutzentheorien, in: Werner Schulte (Hg.): Soziologie in der Gesellschaft, Referate aus den Veranstaltungen der Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Ad-hoc-Gruppen und des Berufsverbandes Deutscher Soziologen beim 20. Deutschen Soziologentag in Bremen 1980, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Soziologien, Bremen, 20-35.
- Lindenberg, Siegwart und Reinhard Wippler (1978): Theorienvergleich: Elemente der Rekonstruktion, in: Karl Otto Hondrich und Joachim Mattes (Hg.): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, Soziologische Texte; Bd. 108: N.F., Darmstadt, Neuwied, 219-231.
- Lindesmith, Alfred Ray (1968): Addiction and Opiates, Chicago (erstmal erschienen 1947).
- Marini Mooney, Margaret (1978): The Transition to Adulthood: Sex Differences in Educational Attainment and Age of Marriage, in: American Sociological Review, 43, No. 4, 483-507. <https://doi.org/10.2307/2094774>
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) 1990: Lebensverläufe und Sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4>
- Mayer, Karl Ulrich und Hans-Peter Blossfeld (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband, 7, Göttingen, 297-318.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller (1989): Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat, in: Ansgar Weymann (Hg.): Handlungsspielräume, Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 9, Stuttgart, 41-60.
- Mayntz, Renate, Kurt Holm und Peter Hübner (1969): Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung, Köln. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-96383-3>
- Meulemann, Heiner (1990): Schullaufbahnen, Ausbildungskarrieren und die Folgen im Lebensverlauf, Der Beitrag der Lebenslauforschung zur Bildungssoziologie, in: Karl Ulrich Mayer (Hg.): Lebensverläufe und Sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 89-117. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_4
- Opp, Karl-Dieter (1979): Individualistische Sozialwissenschaft, Arbeitsweise und Probleme individualistisch und kollektivistisch orientierter Sozialwissenschaften, Enke-Sozialwissenschaften, Stuttgart.
- Prein, Gerald und Lydia Seus (1999): „Müßiggang ist aller Laster Anfang?“, Beziehungen zwischen Erwerbslosigkeit und Delinquenz bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, Ergebnisse einer qualitativen und quantitativen Längsschnittstudie, in: Soziale Probleme, 10, Heft 1, 43-74.
- Rendtel, Ulrich und Ulrich Pötter (1993): „Empirie“ ohne Daten, Kritische Anmerkungen zu einer Repräsentativitätsstudie über den Allbus, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45, Heft 2, 350-358.
- Rindfuss, Ronald R., C. Gray Swicegood und Rachel A. Rosenfeld (1987): Disorders in the Life Course, in: American Sociological Review, 52, No. 6, 785-801. <https://doi.org/10.2307/2095835>

- Roethlisberger, Fritz Jules und William J. Dickson (1939): *Management and the Worker*, Cambridge.
- Ryder, Norman B. (1965): The cohort as a concept in the study of social change, in: *American Sociological Review*, 30, No. 6, 843-861. <https://doi.org/10.2307/2090964>
- Sackmann, Reinhold (1998): *Konkurrierende Generationen auf dem Arbeitsmarkt, Altersstrukturierung in Arbeitsmarkt und Sozialpolitik*, Opladen, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-85120-8>
- Sackmann, Reinhold, Ansgar Weymann und Matthias Wingens (Hg.) (2000): *Die Generation der Wende, Berufs- und Lebensverläufe im sozialen Wandel*, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-83354-9>
- Sackmann, Reinhold und Matthias Wingens (Hg.) (2001): *Strukturen des Lebenslaufs, Übergang – Sequenz – Verlauf, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 1, Weinheim, München.
- Schaeper, Hildegard und Andreas Witzel (2001): Rekonstruktion einer qualitativen Typologie mit standardisierten Daten, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 217-260.
- Schnell, Rainer, Paul B. Hill und Elke Esser (1999)⁶: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, München.
- Smith, John K. (1983): Quantitative versus Qualitative Research: An Attempt to Clarify the Issue, in: *Educational Researcher*, 12, No. 3, 6-13.
<https://doi.org/10.3102/0013189X012003006>
- Tashakkori, Abbas und Charles Teddlie (1998): *Mixed Methodology, Combining Qualitative and Quantitative Approaches*, Applied Social Research Methods Series, Vol. 46, London.
- Wagner, G. 1996: „Gemeinsamer Rentenzugang“, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt, New York, 323-348.
- Weymann, Ansgar (Hg.) (1989): *Handlungsspielräume, Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 9, Stuttgart.
- Weymann, Ansgar und Walter R. Heinz (Ed.) (1996): *Society and Biography, interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course, Status passages and the life course*, Vol. 9, Weinheim.
- Wingens, Matthias (1999): Der „gelernte DDR-Bürger“: biographischer Modernisierungsrückstand als Transformationsblockade?, *Planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie*, in: *Soziale Welt*, 50, Heft 3, 255-280.
- Winsborough, Halliman H. (1979): Changes in the Transition to Adulthood, in: Matilda White Riley (Hg.): *Aging from Birth to Death*, Bouldner, 137-152.
- Zetterberg, Hans L. (1965): *On Theory and Verification in Sociology*, Totowa (erstmal erschienen 1953).